

Sprechende Schatzkisten

Künstlerpakete Das **Sammlungsprojekt Schauwerk** bringt Kunst in Form von Postpaketen – als «Black boxes» – in die Räume der Kantonsbibliothek Trogen. **Brigitte Schmid-Gugler**

Am Anfang der Geschichte war die Kälte, die den damals noch in Trogen wohnhaften Künstler René Schmalz aus seinem schlecht beheizten Zuhause in die Räume der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhodens trieb. Hier ergaben sich nebst den Möglichkeiten, in Büchern zu schmökern und sich aufzuwärmen, gute, anregende Gespräche.

Etwa mit dem früheren Informations- und Dokumentationsassistenten Thomas Jud. Er war zugegen, als Schmalz eines Tages ein eben auf der Post abgeholtes Paket aufmachte. Es war von Roman Signer, der seinem alten Bekannten ein paar Sachen aus New York, wo er sich gerade aufhielt, schickte; darunter einige Fotos, die ihn auf dem einen der Twin Towers zeigte.

Kunst ist Verknüpfung

«So müsste Kunst funktionieren», habe Thomas Jud spontan gerufen – es sollte der entscheidende Satz sein in einer langen

Konzert im Fünfeckpalast

Eine Reihe von Veranstaltungen begleiten das Schauwerk-Projekt. Morgen Mittwoch zum Beispiel gibt Christoph Rütimann um 19.45 Uhr im Fünfeckpalast Trogen ein Konzert und enthält in der Kantonsbibliothek ein Kunstwerk. (R. A.)

Reihe von Verknüpfungen, die schliesslich zur Gründung des interdisziplinären Schauwerk-Projekts führten. Doch erst dümpelte die Idee längere Zeit vor sich hin.

«Sinnliche Urbanisierung»

In Trogen sprach man in jenen Jahren von der «sinnlichen Urbanisierung eines Dorfes»; das Kulturmagazin Saiten hatte schon 1996 eine Ausgabe dem «Trogener

Kunst sollte nicht nur «konserviert» werden, sondern in einen aktiven Prozess treten.

Kulturzyklus» gewidmet. Alle Sinne sollten herausgekitzelt werden, und zu diesem Anlass wurde einiges geboten, was auf Ostschweizer Kunstung gewachsen war; die Dorfwelt, in ihrer alten Geschichte von Migration, sollte zum Welt-dorf werden. Und vielleicht hat dieser Aufbruch ja dem aussergewöhnlichen Projekt Vorschub geleistet.

In der Kantonsbibliothek jedenfalls steckte man in Sachen Schauwerk weiterhin die Köpfe zusammen. Inhaltliche Eckpfeiler wurden diskutiert, konstruiert, und teilweise auch wieder demontiert, Fachleute hinzugezogen, so etwa der deutsche Historiker Johannes L. Schröder, der sehr begeistert war von der Idee eines Ortes, den es so nirgendwo auf der Welt geben würde.

Performative sollte neben geistiger Kultur und Kunst nicht nur «konserviert» werden, sondern im Prozess des Verschenkens, des gespannten und freudigen Empfangnehmens, Öffnens, Berührens in einen aktiven Prozess mit den Rezipienten treten und über diese hinaus in interdisziplinäre Projekte der zeitgenössischen Musik, des Tanzes und der Bildenden Kunst integriert werden können.

Die «Schwarze Kiste»

Die Idee der Blackbox – der Begriff für «Schwarze Kiste» stammt ursprünglich aus der militärischen Fernmeldetechnik: erbeutetes Feindgerät, das wegen der möglicherweise darin enthaltenen Sprengladung nicht geöffnet werden durfte – diente dabei als Grundlage. Nur sollten die Inhalte der Kunstpakete niemandem Schaden zufügen, sondern höchstens die Selbstzufriedenheit gefährden, aus der Schläfrigkeit rütteln, an den emotional/künstlerischen Reiz appellieren.

Doch wer sollte eine solche anspruchsvolle Idee betreuen, ordnen, hüten? Mehrere Jahre hätten sie «guslet», schildert René Schmalz, der sein über viele Jahre aufgebautes breites Beziehungsnetz dem geplanten Schauwerk zur Verfügung stellen wollte.

Erst als Heidi Eisenhut Ende 2006 die Leitung der Kantonsbibliothek übernahm, wurden mit der Unterstützung der kantonalen Kulturförderung sowie der künstlerischen Begleitung der Tänzerin



René Schmalz und Heidi Eisenhut mit einem der Schauwerk-Koffer.

und Performance-Künstlerin Michaela Stuhlmann endlich Nägel mit Köpfen gemacht und notwendige Richtlinien ausgearbeitet.

Hochkarätige Wundertüten

Erklären sich Kunstschaffende zu dem Versand von persönlichen Gegenständen, die ihr Schaffen spiegeln, bereit, unterzeichnen sie mit der Kantonsbibliothek eine Vereinbarung, welche das Paket als Schenkung deklariert und die Empfänger befugt, dessen Inhalt auch ausserhalb der Bibliothek zu zeigen und in weiterführende Aktionen und Performances anderer Kunstschaffender einzubauen. Der Ertrag dieses systematischen

Vorgehens – jede Sendung wird katalogisiert – ist inzwischen auf siebzig Pakete angewachsen und lässt jedes Kunststückenherzer höher schlagen. Im Magazin der Bibliothek nehmen sich die Kisten, Koffer, Schachteln aus wie Nilpferde neben Libellen. Seite an Seite liegen und stehen sie in stummer Korrespondenz mit alten Schriften – lauter hochkarätige Wundertüten.

Namhafte Absender

Unter den Absendern finden sich Namen wie Dorothea Rust, Silvie Defraoui, Manon, Chantal Michel, Daniele Buetti, Gisa Frank, Rolf Winnewisser, Chris-

toph Rütimann. Ganz andächtig steht man vor diesem reichen Fundus, öffnet da eine Schatulle und dort eine Schnalle, streicht ehrfürchtig über Zeichnungen, liest Notizen, dreht an Schrauben, Rädchen, Schlüsseln, erschrickt über ans Licht geholte Summtöne und ist verzaubert von Wortspielen, befühlt die Mikrovorsen künstlerischen Schaffens, welche in ihrem Reichtum, in der Sorgfalt der Auswahl und in der Intimität des Aktes das Zeug zu sinnlich-berührenden Koffer-Retrospektiven haben.

Nähere Informationen unter www.schauwerk-blackbox.ch

«Ich lebe das Heute»

Fortsetzung von Seite 9

Im Flur der Palliativstation steht eine Schale auf einem dreibeinigen Ständer. Sie ist gefüllt mit weissen Kieselsteinen und Kunstblumen. «Wenn jemand stirbt, schmücken wir die Schale mit Kerzen und stellen sie vor das Zimmer», sagt Marisa Vlachos. Wer möchte, kann dann hineingehen, um Abschied zu nehmen. Für einige ist das wichtig. «Es ist schön zu sehen, wie entspannt das Gesicht des Patienten dann ist.» Nicht alle Schicksale machen Marisa Vlachos gleich betroffen. Der Tod gehöre zum Leben. «Aber wenn jemand jung stirbt oder Kinder hinterlässt, dann berührt es mich.» Vor kurzem ist ein 23-jähriger Patient gestorben – ein Jahr jünger als Marisa Vlachos selbst. Sie hat ihn über Wochen gepflegt und besser kennengelernt. «Als er starb, war ich traurig.» Manches bespricht die Pflegefachfrau zu

Hause, um es zu verarbeiten. Zehnmal pro Jahr hat das Team zudem Supervision, wo es über schwierige Fälle spricht.

Obwohl der Tod auf der Palliativstation allgegenwärtig ist, erlebt das Team auch immer wieder Positives. Einmal hat Marisa Vlachos für einen Patienten innerhalb eines Tages eine Blitzhochzeit organisiert. Mit Blumen, Apéro, Standesbeamten und Trauzeugen. Der Mann wollte unbedingt noch heiraten. Zehn Tage später starb er.

Zurück nach Hause

Nicht immer ist die Palliativstation aber die Endstation. Mehr als die Hälfte der Patienten können wieder nach Hause, auch wenn der Krebs nicht mehr heilbar ist. Die Palliative Care will den Krebskranken ermöglichen, so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden zu leben.

Auch Raphael Huber darf in zwei Tagen das Spital verlassen. Er liegt nicht im Krankenbett, sondern ist angekleidet und geht durch den Flur der Palliativstation. Es riecht nach Desinfek-

tionsmittel, doch wer einige Stunden hier ist, nimmt den Geruch gar nicht mehr wahr.

Raphael Huber geht langsam, setzt einen Fuss vor den andern. Dann setzt er sich mit einer Zeitung in die Sitzecke mit den vier Polstersesseln. Seine Hose schlottert und der Ehering sieht aus, als wäre er eine Nummer zu gross. Sein Zvierli besteht aus zwei Löflfischkuits, die er langsam kaut.

Raphael Huber hat erst vor etwa zwei Monaten erfahren, dass er unheilbar krank ist. Lungenkrebs. Die Ursache dafür liegt etwa vierzig Jahre zurück in seiner

Lehrzeit zum Elektroinstallateur. Damals hat er mit Asbestplatten gearbeitet und war dem Staub oft ausgesetzt.

Das Leben wird viel intensiver

Im September 2009 ging er zum Hausarzt, weil er Schmerzen in der Schulter hatte. Dieser schickte ihn ins Spital. Dort erfuhr er, wie es um ihn steht. «Ich fiel in ein Riesenloch», sagt der 63-Jährige. «Der Arzt hat mir meine Lebensdauer offenbart.» Tränen treten ihm in die Augen. Er kann einen Moment nicht weitersprechen, kramt ein Taschentuch hervor und wischt sich die Tränen weg.

Seine Lebenseinstellung hat sich schlagartig verändert. Was vorher wichtig war, hat jetzt keine Bedeutung mehr. «Eine Stunde ohne Schmerzen ist für mich mehr wert als eine Woche Ferien.» Jetzt will er die Zeit, die ihm noch bleibt, mit seiner Frau und seinem Sohn geniessen. Sein Geschäft interessiert ihn nicht mehr, der Verkauf ist bereits in die Wege geleitet. Wenn es geht, möchte er mit der Familie in der Schweiz Wanderungen unternehmen.

Raphael Huber muss sich mit dem Gedanken ans Sterben auseinandersetzen. Die erste Konfrontation war die Patientenverfügung, die er ausfüllen konnte. «Ich möchte keine lebensverlängernden Massnahmen, falls ein Notfall eintritt», sagt er. Angst vor dem Tod habe er nicht. Aber Angst, dass er irgendwann in einem Pflegeheim nur noch vor sich hinvegetiert. «Das möchte ich nicht, dann würde ich lieber an einem Herz-Kreislauf-Stillstand sterben.»

Abschied nehmen ist wertvoll

Aber noch hat Raphael Huber mit dem Leben nicht abgeschlossen. Er denkt nicht dauernd an den Tod. «Ich habe meinen Termin bekommen, aber eigentlich hat den jeder Mensch.» Er aber kenne seinen und könne deshalb Abschied nehmen. «Das ist riesenwertvoll.»

Einen genauen Termin hat Raphael Huber nicht. Florian Strasser, Oberarzt und Leiter der Onkologischen Palliativmedizin, sagt nie, wie lange jemand noch zu leben hat. Erstens weiss er das nicht, und zweitens geht es nicht

um Zeit, sondern um die Konsequenzen für das weitere Leben. Er sagt nur, dass ihm weniger Zeit bleibt als geplant. Und dass er Prioritäten setzen muss. Gemeinsam mit dem Patienten sucht er nach den möglichen neuen Lebenszielen.

Die Schicksale seiner Patienten machen auch den Arzt betroffen. «Ich wäre beunruhigt, wenn es anders wäre», sagt er. Er kann aber mit dieser Betroffenheit umgehen, er kann den Kranken helfen und den Krebs bekämpfen.

Für Raphael Huber lautete Florian Strassers Diagnose: «Ihnen bleiben noch einige bis viele Monate.» Wichtig ist nicht der Zeitpunkt, sondern wie er die verbleibende Zeit nutzt. Der Blickwinkel hat sich für Raphael Huber geändert. «Ich lebe jeden Tag intensiver», sagt er. Ein Regentropfen ist für ihn nicht einfach ein Regentropfen. Regen ist nicht mehr «Schlüssiwätter», sondern schön.

Er ist spontaner geworden. Sagt nicht mehr «das machen wir dann vielleicht morgen». Nein. Heute. Raphael Huber lebt das Heute.

